

Carl Philipp Emanuel Bach und die europäische Musikkultur des mittleren 18. Jahrhunderts. Bericht über das Internationale Symposium der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg 29. September–2. Oktober 1988. Herausgegeben von Hans Joachim Marx. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1990. 565 S.

Der Initiative von Hans Joachim Marx und Arnfried Edler ist es zu verdanken, daß dem „Hamburgischen Bach“ anlässlich des Gedenkjahres 1988 eine wissenschaftliche Konferenz in der Stadt gewidmet wurde, in der er im Laufe von zwei überaus produktiven Jahrzehnten sein Lebenswerk hatte krönen können. Der Konzentration und Dichte der Tagung entspricht der kaum zwei Jahre später vorgelegte Symposiumsbericht, ja in gewisser Weise stellt dieser sie sogar in den Schatten. Denn dem Herausgeber ist es nicht nur gelungen, die Beiträge aller 21 Referenten in ihrer Druckfassung zusammenzubringen (wobei manches, etwa Ludwig Finschers gründlicher Essay „Bemerkungen zu den Oratorien Carl Philipp Emanuel Bachs“, eine völlig neue Qualität gegenüber der Referatversion erreicht hat), sondern weitere wichtige Arbeiten heranzuholen und so die Zahl der Aufsätze auf 30 zu vermehren. Zuwachs erhielten auf diese Weise die fünf Kapitel, die den Themen der Round tables von 1988 entsprechen: „Die Musik in der europäischen Kultur des mittleren 18. Jahrhunderts“, „Carl Philipp Emanuel Bach in seiner Zeit“, „Gattung und Stil im Instrumentalwerk Bachs“, „Gattung und Stil im Vokalwerk Bachs“ und „Aspekte der Aufführungspraxis bei Bach“. Neu hinzugekommen sind als Teil VI einige Arbeiten „Zur Überlieferung der Werke Bachs“. Hier stellt Hans-Günter Klein Neuerwerbungen einschlägiger Quellen für die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin nach 1945 vor, und Manfred Hermann Schmid behandelt „Das Geschäft mit dem Nachlaß von C. Ph. E. Bach“ im Lichte neuer Dokumente zur Sammeltätigkeit des Schweriner Organisten Johann Jacob Heinrich Westphal (1756–1825). Als „neue Dokumente“ werden die legendären 37 Briefe von C. Ph. E. Bachs Witwe und Tochter aus den Jahren 1790 bis 1804 vorgestellt, Briefe, die Ernst Fritz Schmid ehemals aus der Sammlung Wilhelm Heyer erhalten hatte, zu deren Publikation er aus unterschiedlichen Gründen jedoch nie Zeit fand. 1936 hatte Georg Schünemann, einem Hinweis Georg Kinskys folgend, aufgrund des Schriftbildes der Briefe feststellen können, daß C. Ph. E. Bachs Tochter Anna Carolina Philippina die bekannte Abschrift des „Ursprungs der musicalisch-Bachischen Familie“ angefertigt hat, doch der Inhalt der Briefe selbst war – von geringfügigen Ausnahmen abgesehen – für die Forschung nicht erreichbar. Daß diese jetzt, sorgfältig übertragen und kenntnisreich kommentiert, gedruckt vorliegen und unser Wissen über die Jahre nach dem Tode C. Ph. E. Bachs sowie den Umgang mit dessen Sammlungen in bemerkenswerter Weise bereichern, ist nur einer der Vorzüge des Sammelbandes.

Nirgends in der deutschsprachigen musikwissenschaftlichen Literatur wird so umfassend und zugleich anregend dokumentiert wie gerade hier, in welchem Maße die Forschung über C. Ph. E. Bach sich binnen weniger Jahrzehnte zu einem eigenen, aus dem „Commonwealth“ des Faches nicht mehr wegzudenkenden Spezialzweig entwickelt hat und weshalb sie – im Unterschied zu manchem anderen Sondergebiet – weit davon entfernt ist, sich einen neuen Elfenbeinturm

zu errichten. Vielmehr lassen die Erkenntnisse zu den engen biographischen und werkgeschichtlichen Verflechtungen zwischen C. Ph. E. Bach und seinem Kreis sowie der Literatur- und Kunstentwicklung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Nord- und Mitteldeutschland eine Sammlung wie die vorliegende als geradezu bahnbrechend im Blick auf künftiges interdisziplinäres Arbeiten erscheinen.

Eine Würdigung des überreichen Inhalts, eine Diskussion der vielfältigen Erträge übersteigen die Möglichkeiten einer Rezension. Für die druck- und buchtechnische Herstellung des Bandes verdient der Verlag hohes Lob. (Notabene: Es war der Verlag Abraham Vandenhoeck zu Göttingen, in dem 1738 – 250 Jahre vor der Hamburger Tagung – jene Quintilian-Ausgabe erschien, die durch Johann Matthias Gesners Fußnote über J. S. Bachs Orgelspiel- und Dirigierkünste in die Geschichte eingegangen ist.) Die Textgestalt läßt kaum Wünsche offen. Auch die Abbildungen sind von bemerkenswerter Qualität, und nur auf S. 220 stört im historischen Stichbild eines Musikbeispiels die eingefügte Textunterlegung mit Schreibmaschine. Ab und an gibt es sogar Unbeabsichtigtes zu entdecken, so auf S. 186 den Anfang einer Niederschrift von der Hand des J.-S.-Bach-Schülers Johann Friedrich Agricola, der zu einer Baß-Arie in B-Dur im 12/8-Takt mit Begleitung von Streichinstrumenten – vielleicht von J. S. Bach – gehört. Ein Abkürzungsverzeichnis war ungeachtet allen Suchens nicht zu entdecken. Satzfehler lassen sich bei einem Buch dieses Umfangs und einer so anspruchsvollen Materie kaum völlig vermeiden. Trotzdem bleibt zu hoffen, daß Eugene Helm die Gesamtausgabe der Sinfonien C. Ph. E. Bachs nicht „im“ College Park vorzubereiten genötigt ist (S. 269). Insgesamt möchte man auf den Herausgeber das – ehemals auf Franz Benda gemünzte – Zachariä-Zitat anwenden (aus: Die Geige. An den Freiherrn von Zedlitz), das entgegen der verballhornten Lesart auf S. 152 lautet: „Auf Virtuosen sey stolz, Germanien, die du gezeuget; / In Frankreich und Welschland sind größere nicht.“

Hans-Joachim Schulze (Leipzig)

Ruth Tatlow: *Bach and the Riddle of the Number Alphabet*. Cambridge: Cambridge University Press 1991. XIII, 186 S.

Zahlensymboliker, Zahlenmystiker und Zahlenspekulanten jeglicher Couleur, sakraler oder säkularer Provenienz, haben sich seit langem der Musik Johann Sebastian Bachs als eines schier grenzenlosen Tummelplatzes bemächtigt. Ihr Ansatz findet sich zumeist in den einschlägigen, wegweisenden und nach wie vor lesenswerten Arbeiten von Friedrich Smend, freilich im allgemeinen ohne dessen Niveau zu erreichen, geschweige denn die von ihm gezogenen Grenzen zu berücksichtigen. Ruth Tatlows Buch, das auf eine 1987 beim King's College in London eingereichte Dissertation zurückgeht, ist nicht nur eine der wenigen wissenschaftlich ernstzunehmenden Untersuchungen zu diesem überstrapazierten Themenkreis, sondern auch die überhaupt erste kritische Auseinandersetzung mit Smends zahlensymbolischen Arbeiten und deren Prämissen.

Es überrascht durchaus nicht, daß eine solche Arbeit aus dem englischsprachigen und -denkenden Bereich kommt. Denn „Bach und Zahlensymbolik“ ist sonst ein nahezu ausschließlich deutsches Thema und Smend gilt im deutschen Raum als eine derartig hochrangige Autorität, daß es in der Tat eines erheblichen Abstandes bedarf, um sich dem Stoff einigermaßen unvoreingenommen nähern zu können. Um der Untersuchung eine solide und wissenschaftlich beantwortbare Kernfrage zugrunde zu legen, konzentriert sich die Autorin vernünftigerweise auf ein einziges Problem: Bach und das Zahlenalphabet – immerhin den zentralen Ausgangspunkt der landläufigen zahlensymbolischen Erörterungen. Smend hatte in einer 1947 veröffentlichten Studie das Zahlenalphabet natürlicher Ordnung ($A = 1$, $Z = 24$) als ein für Bach verbindliches Schema historisch zu begründen und musikalisch zu belegen versucht. Tatlow kommt zu dem Ergebnis, daß diese spezielle Form des Zahlenalphabets eine unter vielen Varianten und keineswegs eine für Bach naheliegende ist, ja daß der Frage nach Bachs musikalischer Anwendung kryptographischer Methoden nur mit größter Skepsis zu begegnen sei.

Im ersten Kapitel diskutiert Tatlow Entstehung und Entwicklung von Smends Hypothese unter erstmaliger Berücksichtigung umfangreicher Materialien aus dem Smendschen Nachlaß in der Staatsbibliothek zu Berlin (*N. Mus. Nachl. 60*), darunter auch der Briefwechsel zwischen Smend und Martin Jansen aus den Jahren 1931–1943. Das zweite Kapitel bietet eine detaillierte, auf sorgfältigen Quellenstudien beruhende historische und symmetrische Darstellung der im 17. und 18. Jahrhundert verwendeten Zahlenalphabete, kabbalistischer, mathematischer und kryptographischer Techniken (dazu eine hervorragende Bibliographie des historischen Schrifttums 1525–1748 sowie der Sekundärliteratur). Die folgenden beiden Kapitel befassen sich ausführlich mit Konzept und Anwendung poetischer und musikalischer Programme, unter besonderer Berücksichtigung konkreter Modelle und historischer Belege (darunter Beispiele von Heinichen und Mattheson). Das fünfte Kapitel konzentriert sich auf die mit 9 Seiten leider allzu knapp gehaltene Diskussion möglicher Verbindungen zu Bach. Hier geht es unter anderem um den Gebrauch poetischer Paragramme

bei einigen von Bachs Librettisten (Weise, Hunold, Picander usw.), schließlich um Bachs offensichtliche Anwendung gewisser „*lusus ingenii*“ wie Tonbuchstaben (b-a-c-h) oder Acrosticha (*FABERepetatur* in BWV 1078).

Das Endergebnis des Buches mag enttäuschend sein: die Autorin kann Smends Zahlenalphabet-Hypothese nicht vollständig widerlegen oder entkräften, jedoch in entscheidenden Punkten relativieren. Falls Bach sich kryptographischen Techniken zugewandt haben sollte, dürfte er – wie andere Zeitgenossen auch – eine Vielzahl von Methoden herangezogen haben (Tatlow stellt im Anhang 1 ihres Buches allein 33 verschiedene gebräuchliche Zahlenalphabete zusammen). Die Quintessenz des Buches besteht darin, daß das von Smend postulierte Zahlenalphabet nicht mehr als eine Konjektur bedeutet und daß es keine verlässliche Quelle zur Analyse Bachscher Kompositionen oder zur Erklärung von theologischen Inhalten in Bachs Musik darstellt.

Christoph Wolff (Cambridge, MA)